

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 4 (1900-1901)
Heft: 3

Artikel: Ein Brief aus Bergen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sprechende Arbeit im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht. Wenigen ist es vergönnt, dieses Bewußtsein im Laufe eines Lebens ungetrübt sich zu erhalten. Wohl dem, dem es gelingt.

Doch auch diese Grundsteine beginnen zu wanken, wenn der Grund auf dem sie stehen, kein fester ist. Dieser aber liegt in einem heitern und dankbaren Sinn. Es gibt von Hause aus glücklich und unglücklich angelegte Naturen, Pessimisten und Optimisten. Das Auge, mit dem wir die Welt betrachten, ist nicht unsere Wahl; wohl dem, dem die Natur ein klares und heiteres geschenkt hat. Er genießt das Gute, das ihm das Leben bringt mit Freude und Dank, weiß aber selbst dem Schmerzlichen und Traurigen noch einen Lichtstrahl abzugewinnen und spricht mit Göthe:

„Der bösen Tage will ich mich freuen,
Daß sie mir gute Gedanken verleihen.“

Glücklich vor allem ist der, dem sein Geschick neben Gesundheit, Menschenliebe und Freude zur Arbeit, ein fröhliches und dankbares Herz geschenkt hat.

Ein Brief aus Bergen.*)

I.

In dem Lehnstuhl hält sein Mittagsschläfchen
Väterchen; die Stirn, die tiefgefurchte,
Eingehüllt ins Baumwollmützchen, neigt er
Auf die Brust; seltsame Kreise bilden
Sich im Schlaf ums feuchte Aug', und reglos
Ruht die Hand voll blau-geschwollner Adern
Nah dem Kaffeeschälchen auf dem Tische.

Und — sein „Pflegkind“, wie oft scherzt die Mutter —
Hüpft das Vögelchen mit roter Kehle,
Grauem Federkleid auf saubrem Tische
Um ihn her. Er selbst, als jüngst die Flocken
Seinen Garten wie mit Flaum bedeckten,
Hat das liebe Vögelchen gefangen.
Dürre Zweige, rings mit Leim bestrichen,
Breitet' er aufs Blumenbett, aufs kahle

*) **Bol de Mont.** Idyllen. Nachdichtungen nach dem Blämischen von Albert Müser. Verlag von Hans Küsteröder, Berlin. Wir empfehlen diese Sammlung unsern Lesern angelegentlichst. Für Kinder ist sie jedoch nicht bestimmt. Die Red.

Und, vergnüglich seine Pfeife schmauchend,
Hielt er hinterm Fenster Wacht. Da plötzlich
Naht mit schwerem, triefendem Gefieder
Sich das Vögelchen. Von Kält' und Hunger
Matt, bemerkt es kaum das leckre Futter
Als es freudig auch schon herwärts flattert.
Ach, da klebt ein Zweig ihm an den Flügeln,
Seine Schwingen regt es, will entfliehen,
Aber — ringend mit dem Fuß — den zweiten
Halm berührt's, und ach, des listgen Fängers
Hand ergreift die Beut' und schließt den Käfig.
Armer Vogel!

Doch nicht starb noch siecht' er!
Zahm macht' ihn der Alte, azte streichelnd
Ihn so liebeich, sprach so närrsche Worte,
Als verständ's der Vogel schier, und — Wunder! —
Schon den zweiten Montag aß und trank er
Aus der offenen Hand, daß es 'ne Luft war.
Sieh: Nicht fingerbreit weicht er vom Schläfer,
Um die langen Finger, die im Schlafe
Leis zuweilen zittern, kreist er hüpfend,
Tausend Krümchen nach einander naschend.

II.

Langsam geht, den linken Fuß nachschleppend
Durchs Gemach die Mutter. Schalkhaft stets noch,
Schilt sie scherzhaft auf den muntern Vogel,
Drohend, in den Käfig ihn zu sperren,
Wenn er weckt den Alten! „Dieser graue
Schelm!“ — so flüstert sie — „Das Spiel, das gleiche,
Bringt jedweder Tag, der Vogel weckt ihn
Immer aus dem Schlaf! Und doch es thut ihm
Gar zu wohl, so — nach dem Kaffeeschälchen —
Unterm Aug' der lieben Frau zu rasten.“

Und sie beugt sich liebeich zu dem Schläfer,
Lauschend auf sein ruhiges Atemholen.

Mit dem linken Fuß im letzten Winter
Trat sie fehl, die Gute; alle Tage
Mit der Treue des Evangelisten

Wird das Unglück stets aufs neu berichtet.
Sonntag war es, aus der Vesper kam sie,
Just denselben Tag, als Klaus, der Weber,
Mit der Eisenbahn von Brüssel ankam.
Steine fro'r's, die glatte Kirchentreppe
War gefährlich stets für schwache Füße.
Stufe steigt nach Stufe sie hernieder,
Das Gesangbuch in der Hand, den Kragen
Mit der linken Hand vor's Auge haltend,
Denn der grimmige Wind benahm den Atem.
Plötzlich glitt sie aus, grad' auf der letzten
Stufe, schier unmerkbar war's, sie fiel nicht.
Hatt' auch keinen Schmerz, doch nächsten Morgen
Konnte kaum sie stehn, gar schlimm geschwollen
War ihr Fuß, und seit dem Tage schleppt sie
Noch den Fuß, doch sei's! Gott weiß sie Dank noch,
Daß sie Krücke nicht noch Stock muß brauchen.

Und so geht sie, still im Hause sorgend,
Mit dem Kopfe nickend, seligen Friedens
Von dem Waschstein zu dem blanken Tische,
Von dem Tische zu dem Waschstein wieder.
Der — aus böhm'schen Steinen — blutrot leuchtet.
Geht's wie Licht nicht aus von ihrem Wesen?
Trog der tiefen Runzeln, eingefallnen
Wangen, spizen Kinns, doch ist sie schön noch.
Seele spricht noch aus dem welken Auge,
Und mitunter strömt aus ihm ein Lichtglanz,
Als ob drinnen noch der Frühling blühte.
Aus der schmucken Haube auf die Stirne
Senkt sich niederwärts die greise Locke,
Eingefallen unter schlichtem Kleide
Ist schon längst der einstmals volle Busen,
Doch das Herz schlägt um so wärmer drunter,
Jenes Herz, das trotz des Alters jung blieb!

III.

Still, als bangte sie: ein Körnchen Sandes
Möchte unterm Tritt des Fußes knirschen,
Ordnet das Geschirr sie, schilt das Käzchen,

Das — gar jung noch — mit dem Schwanze wedelnd
Sie verfolgt, ins Kleid die Krallen schlagend.
Friede lacht und Liebe rings im Hause,
Auf dem Ofen dampft der warme Kaffee,
Und durch's Fenster, wo die eisigen Blumen
Schmelzen, lacht die heitre Wintersonne.

IV.

An die Scheibe klopft — mit steifen Gliedern —
In der Hand den Stab, der Postgehilfe,
In der Tasche suchend!

Grüßend öffnet

Sie das Fenster: „Hier ein Brief aus Bergen!“
Und verschwunden ist er. Fröhlich strahlen
In der Alten Angesicht die Augen.
Fieberhaft an's Herz drückt sie das Schreiben,
Lesend:

„Wambeck bei Ternath.

Herrn Wilhelm

Koesems, an der Kirche.“

War's der Windzug,

Der vom Fenster her den Alten weckte?
War's das Vögelchen, das ihm die Finger
Pickend traf, ihm flatternd um die Hand flog?
Irr noch starrt er, reckt den Arm aus, lachend:
„Jemine! Ihr sollt mich schlafen lassen!
Schon halb drei! Fürwahr, rasch wird es dunkel;
Sieh: Nun schläft die Hand mir! Gott das figelt!“
Drauf setzt sich die Gute ihm zur Seite,
Zeigt ihm voller Stolz die grüne Marke,
Worauf Bergen *) steht im schwarzen Stempel.
Und auf daß er's trotz der Taubheit fasse,
Ruft sie, während er ans Ohr die Hand legt:
„Nachricht kam vom Franz, dem lieben Sohne!“

V.

Hei, von Franz! Des Vaters Herz dehnt weit sich,
Hei, von Franz! Die Hand schläft ihm nicht länger,
Dichter drängt er sich an die Genossin,

*) Mons im Hennegau.

Sieht ihr von dem Munde ab die Worte,
Und gerührt, die Brille vor den Augen,
Liest sie wichtig:

„Leopoldskaserne,
Bergen im Dezember.

Teure Eltern!

Raum noch hier, muß ich sofort euch schreiben.
Wer doch wehrt, was ihm das Herz gebietet?
Sagen, wie — bin ich gleich Meilen ferne —
Stets mir vor dem Geist steht euer Häuschen,
Wie ich stets der alten Buchen denke,
Die im Nachtwind um den Dachfirst rauschen,
Das vermag kein Wort . . .

Bei euch auf's neue

Bin ich, sitz' am Fenster, flechte Tabak,
Voll von Fried' und Glück, kein Wörtchen sprechend;
Vater sitzt im Eck und raucht sein Pfeifchen,
Mutter geht und steht und wäscht, und regsam
Hoch auf dem Kaminsims tront der Vogel,
Schwätzt und singt, daß mir die Ohren klingen.
Wie ich Kraft fand, um trotz all des Schmerzes,
Der mein Herz erfüllte, nicht in Tränen
Auszubrechen, als ich schied, sieh, Vater,
Mutter, sieh, das blieb mir stets ein Rätsel,
Drauf ich nimmer Antwort werde finden.

Vater hör' ich noch, die Worte sprechend:
„Franz, halt' stets an Ehr' und Pflicht, mein Junge!
Ueber Geld und Gut doch geht auf Erden
Keiner Nam' und ruhiges Gewissen.
Geh . . . Ich . . . segne . . . dich!“

Ich fühlt am Drucke

Eurer Hand, wie sehr Ihr bebtet, Vater,
Ueber quoll mein Herz, doch erdwärts blickend
Barg ich meine Nahrung tief im Innern.

Mutter seh' ich noch; mit feuchten Augen,
Augen, mit der Schürze rot gerieben,
Gab sie mir, im Tuch geborgen, Äpfel,
Reif und rund, vom alten Apfelbaume,

Die ich selber pflückte, als es Herbst ward.
Dank auch, Mutter, für den blanken Gulden,
Den Ihr mir mit eingelegt ins Päckchen;
Als ich ankam hier und meine Äpfel
Aus dem Tuch, das ich gelöst, herausnahm,
Kollt' er hellen Klanges auf den Boden
Und ich drückt' ihn froh an meine Lippen.
Zahllos, Mutter, werden Wochen schwinden,
Oh' ich meines Guldens mich begeben
Doch . . . Ich trug's nicht länger mehr, ich fühlt' es . . .
Sprachlos eilt' ich fort, gesenkt die Stirne,
Stracks durch Weg und Steg gradaus zur Wiese,
Ohne einen Augenblick zu rasten.
Stets blickt' ich mich um, den Turm noch sah ich
Mit dem Wetterhahn, im Lichte funkelnd,
Sah den hohen Nußbaum vor dem Wirtshaus,
Sah die Trauerweide auf dem Kirchhof,
Sah noch unser Haus mit rotem Dache;
Und den Taubenschlag, den selbst ich anstrich,
Sah ich rings umschwärmt von weißen Tauben.
Allen rief ich zu: „Lebt wohl!“ O, lauter
Zugerufen hätt' ich gern dem goldnen
Wetterhahn: „Ich hab' dich lieb,“ den Bäumen:
„Euch auch hab' ich lieb,“ den weißen Tauben:
„Schier als Freunde lieb' ich euch und Brüder.“
Doch mir war's, als wär' ich stumm geworden.

Da — grad hinter mir — mit lautem Rauschen
Regte sich das Laub der Haselbüsche,
Und mit frohem Blöken lief der Mutter
Liebling, unser weißgeflecktes Kälbchen,
Auf mich zu. Doch als es mich so trüb sah,
Ward es selbst auch trüb, als ob's verstände,
Daß ich leidvoll schied von meinem Dörfchen.
Traurig durch die plumpe Hürde steckt' es
Seinen bunten Kopf, sah mir ins Auge,
Und als wollt' es fragen: „Warum gehst du?“
Blöckt es dreimal „Muh“ und schien zu weinen.

Doch das war zu viel! Die Tränen quollen
Ob ich wollt', ob nicht — aus meinen Augen,

Und so schnell ich konnte, floh ich feldwärts,
Bis der goldne Hahn und Weid' und Birke
Vor dem Blick verschwunden — drauf am Abend . . .“

VI.

Stoßend las die Mutter. Plötzlich blieb sie
In des Satzes Mitte stecken, Schluchzen
Brach der Stimme Klang, und während Tränen
Ob des alten Vaters Wangen rollten,
Wie aus Scham und um sein Leid zu bergen,
Führt' er neu die Tasse an die Lippen.

Zwei Jubilare.

Zwei Dichter, deren siebenzigster Geburtstag in diesem Jahre in Deutschland und Oestreich festlich begangen worden ist, dürfen wir in unserm Schriftchen nicht unerwähnt lassen, da es doch auch darauf ausgeht, mit der Zeit die Strahlen des geistigen Lebens unter den Deutschsprechenden aufzufangen und aus seinem kleinen Spiegel zurückzuwerfen. Wenn auch der Eine zeitlebens nie recht Fühlung mit dem Volke und den in ihm wirkenden elementaren Kräften gewonnen hat, sondern im Grunde ein ästhetisierender, von dem Streben nach schöner Wirkung beherrschter Dichter geblieben ist, so hat er doch eben darum die Entwicklung der deutschen Litteratur, deren Hauptstärke nie in der schönen Form gelegen hat, bedeutend beeinflusst. Paul Heyse (geb. am 15. März 1830 in Berlin), nimmt als Novellist eine erste Stelle ein, indem er einen Stoffkreis umspannt, dessen Weite bis heute von keinem zweiten Dichter erreicht worden ist, und seine Probleme mit sicherer Seelenkenntnis und meist mit feiner Empfindung für das Schöne löst; sie schildern ungewöhnliche Verhältnisse, deren Entwicklung den Leser



Paul Heyse.